

Über Beziehungen, Elefanten und Dritte

Armin Nassehi

Es soll Ehepaare geben, die sich über die Frage entzweien, wer überhaupt oder wie oft den Müll runterbringt. Man kann ganz unterschiedlich mit solch einem Konflikt umgehen. Er kann sehr integrativ sein, weil er das Verhalten der Beteiligten kalkulierbar macht und sowohl Ego als auch Alter jeweils wissen, dass sie im Recht sind. Man kann sich in einem solchen Konflikt gut einrichten. Er kann aber auch desintegrativ sein, weil der Ärger auf beiden oder auch nur einer Seite so groß wird, dass die Beziehungskommunikation in Gänze von dem Konflikt kontaminiert wird. Eine therapeutische Intervention von Dritten wird sich die Frage stellen müssen, ob das Symptom nicht eine gute Lösung ist (integrative Situation) oder ob es bearbeitet werden muss (desintegrative Situation). Wird Zweiteres diagnostiziert, wird man mit therapeutischer Hilfe schnell darauf gestoßen, dass der Konflikt nicht an der Frage liegt, wer wie oft den Müll runterbringt. Man wird feststellen, dass das soziale System der Beziehung darin nur eine Struktur entwickelt, die anderes unsichtbar macht. Schnell wird man auf ganz andere, sicher komplexere Probleme stoßen, wie Ego und Alter miteinander umgehen und wodurch das Beziehungssystem in eine wahrgenommene Krise gerät.

Soziologische Beziehungsprobleme

Solch ein Beziehungsproblem scheint es derzeit auch in der deutschsprachigen Soziologie zu geben. Man streitet sich darüber, wer wie oft den Müll runterbringt, bzw. analog dazu: ob man es mit Fakten oder auch Deutungen zu tun hat und ob dem Zählen nicht auch das Erzählen zur Seite gestellt werden muss. Das ist wunderbar polemogen und so lange integrativ, so lange man auf Routinen der wechselseitigen Achtung der Missachtung setzen kann, kann aber desintegrativ werden, wenn man darüber in therapeutischer Absicht kommuniziert. Die Münchner Veranstaltung, die im Titel mit dem wohleingeführten Begriffspaar Zählen und Erzählen spielt, ist wohl als eine solche (selbst)therapeutische Intervention gedacht gewesen, hat aber schon in der Fragestellung Prämissen gemacht, die von Therapieresistenz zeugen. Da wurde ernsthaft die Frage gestellt, ob die Soziologie denn tatsächlich nur in Zahlen ausdrückbare »Fakten« bereitstellen könne oder ob nicht auch die »Deutung« zu den Aufgaben der Soziologie gehöre. Die beiden eingeladenen Diskutanten, die Kollegin Daniela Grunow und meine Person, sollten ernsthaft darüber Auskunft geben, wie sich denn »Fakten« und »Deutungen« zueinander verhielten.

Aufgehängt wurde all das an der öffentlichen Diskussion um »alternative facts« und um politische Gefährdungen einer mehr oder weniger unabhängigen Wissenschaft. Diese Gefährdungen gibt es, auch Angriffe auf Wissenschaftler selbst. In dem in diesem Heft gedruckten Papier, das zur Einführung in die Diskussion diente, wird vorsichtig formuliert, selbstverständlich habe sich die Gesellschaft auch vor den gegenwärtigen Anwürfen gegen die Wissenschaft nicht in toto an die Rationalität wissenschaftlicher Erkenntnisse gehalten. Im mündlichen Vortrag wurde das erheblich unvorsichtiger formuliert. Meine Interpretation: Es wurde eine feindliche Umwelt beschworen, um den internen Konflikt stabiler beschreiben zu können, also das funktionale Äquivalent zur Müllentsorgung des Ehepaares. Denn die Sichtbarkeit und Erwartbarkeit des Themas eines antiwissenschaftlichen Klimas in der Gesellschaft war gar nicht das Thema, zu dem eingeladen wurde. Die Hauptfrage, die wir beantworten sollten, wurde von den Veranstaltern wörtlich so formuliert: *Was sind »soziologische Fakten«?* Nebenfragen lauteten, wozu sie gut seien, »wenn überhaupt«, und was denn »gesichertes Wissen« in der Soziologie sei.

Die Hauptfrage war also nicht der populistische Antiszientismus – über den man viel sagen könnte, denn er reiht sich letztlich ein in eine dem

politischen Populismus inhärente Tendenz, Geltungsansprüche von funktionsspezifischen Kommunikationsformen in Zweifel zu ziehen: dazu gehören nicht nur wissenschaftliche, sondern auch rechtliche, medizinische, pädagogische, künstlerische und nicht zuletzt politische Geltungsansprüche selbst. Um das Antiwissenschaftliche zu verstehen, müsste man mehr über den Populismus sagen, als dass er antidemokratisch usw. sei.

Elefanten

Aber darum ging es letztlich gar nicht. Das ist die feindliche Umwelt, sichtbar, laut, leicht referierbar und dramatisierbar. Neben dieser Evidenz der Sichtbarkeit ging es vor allem um jenen »unsichtbaren Elefanten im Raum«, der in der deutschsprachigen Soziologie derzeit so viel Wallung erzeugt: die Gründung der »Akademie für Soziologie«, die einer »analytischen Soziologie« das Wort redet. Interessant ist hier weniger die inhaltliche Dimension, auf die ich später noch zu sprechen komme, sondern die Konfliktodynamik. Denn schon die Betitelung und Ankündigung der Veranstaltung hat die Struktur des Konflikts bestätigt. Man sieht sich herausgefordert durch jene, die die Faktizität der sozialen Welt analytisch beforschen und erkennen können und denen man dann entgegenhält, dass es doch auch (sic!) um Deutung geht, um Interpretation und Konstruktionen, um die subjektive Dimension des Sozialen usw.

Ein Konflikt lebt davon, dass die Konfligierenden sich gemeinsam auf die Binarität des Konfliktes einlassen. Die Kritik an den anderen bestätigt diese in geradezu dialektischer Weise – man ist dann natürlich »reflexiv«, was am Ende heißt, dass man sich schon auch Gedanken macht. Aber letztlich hat man sich schon darauf eingelassen: *Bitte, erkennt doch an, dass es nicht nur um Fakten geht, sondern auch um Deutungen!* Übrigens sind die Texte der Einladung, des Flyers, der Einführung und E-Mail-förmiger Erläuterungen *post factum* (sic!) sehr aufschlussreich, weil sie den Konnex von »Zahlen« und »Fakten« viel stärker voraussetzen und anerkennen, als es die publizierten Papiere der elefantösen »Akademie« jemals verlangen würden. Denn genau besehen spricht kaum etwas gegen die publizierten Papiere der »Akademie«, außer dass sie sich auch in den eingeführten Konfliktrahmen einordnen.

Eine schöne Dokumentation, wie Konfliktdynamiken funktionieren, ist die Reaktion zweier Münchner Kollegen (Auspurg, Brüderl 2018) in »Forschung und Lehre« auf eine Invektive in derselben Zeitschrift von einem qualitativen Sozialforscher, der in einem nicht zu den Sternstunden des Faches gehörenden Beitrag in der Fakten zählenden Soziologie gleich ein »neo-liberales Ökonomisierungsregime« (Strübing 2018) walten sieht, während die beiden Leserbriefschreiber, beide Gründungsmitglieder der »Akademie«, dem Autor des Artikels einen Steinzeitkonstruktivismus unterstellen und sich dem vorherigen Niveau mimetisch anschmiegen. Über die Frage, wer den Müll runterbringt, haben sie nichts gesagt, aber sollten sich hier je engere Beziehungen anbahnen, wird es dazu kommen.

In dem Beitrag und der Antwort geht es übrigens um die Frage der Replizierbarkeit von Studien, die der Artikel nicht nur aus forschungsethischen Anonymisierungsgründen ablehnt, sondern wenig intelligent, wie ich finde, mit dem methodischen Inventar selbst begründet.

Tertium datur!

Worum geht es überhaupt? Oder anders gefragt: Wie würde ein Therapeut hier vorgehen? Wie oben angedeutet, gibt es zwei therapeutische Strategien. *Love your symptom*, wäre die eine, was einer friedlichen Koexistenz gleichkommt. Man weiß, dass der andere falsch liegt, und damit liegen alle richtig. Das hat lange getragen, aber darüber sind wir hinaus. Schon die institutionelle Existenz der »Akademie« ist etwas, das nicht mehr ignoriert werden kann und insofern desintegrative Wirkungen hat. Wie sähe da also ein therapeutischer dritter Blick aus?

Das kann nur ein theoretischer Blick sein, ein Blick, der sich wissenschaftssoziologisch mit der Frage beschäftigt, wie wissenschaftliche Kommunikation zustande kommt und welches Bezugsproblem sie lösen muss, um wissenschaftliche Kommunikation sein zu können. Man kann sich ethnografisch damit zufriedengeben und behaupten, dass alles, was an Universitäten passiert, Wissenschaft sei – so ähnlich hatte Ralf Dahrendorf einmal halb ironisch definiert, Soziologie sei das, was Soziologen tun, wenn sie behaupten, dass sie Soziologie betreiben, was auf die Bandbreite dessen gemünzt war, was alles »Soziologie« heißt. Dazu lässt sich nur sagen, dass man wohl zwischen »Akademisierung« und »Verwissenschaftlichung« unter-

scheiden muss. Eine erfolgreiche Akademisierung von Themen und Fächern erfüllt noch nicht die Kriterien fürs Wissenschaftliche, weswegen die normative Kraft der (Selbst-)Bezeichnung ebenso wenig hilft wie das ethnografische Befremden, doch mal zu sehen, was die Leute, die ein Türschild als Wissenschaftler haben, denn so tun.

Es muss also theoretisch gefragt werden, wovon wir reden, wenn wir von Wissenschaft reden. Man müsste also die Frage stellen, was für ein Kommunikationstyp wissenschaftliche Kommunikation ausmacht. Sehen wir auf den Konflikt, der Anlass für unsere *public sociology*-Intervention war, dann scheint es für die einen die Unterstellung zu sein, dass man eine beobachterunabhängig existierende Sozialwelt mit geeigneten Methoden durchaus erkennen kann. Die unabhängige Variable oder besser: der blinde Fleck ist die unabhängige Faktizität der Welt, die mit geeigneten Methoden erkennbar ist – so steht es im Grundsatzpapier der »Akademie«:

»Die soziale Realität ist grundsätzlich erkennbar und besteht von Einzelansichten und Hypothesen unabhängig. Dass gleichwohl jede soziale Realität von Subjekten konstruiert wird, widerspricht dem nicht, sondern weist auf die Bedeutung von Theorien und Paradigmen für jede Wissenschaft hin.«¹

Nach meinem Dafürhalten sind beide Sätze allzu unbedacht formuliert und enthalten theoretische Kurzschlüsse, auf die ich sogleich zu sprechen komme. Aber sie können letztlich nicht jenes Skandalon begründen, das das Fach so sehr in Wallung bringt. Was steht dort? Der erste Satz meint, dass es so etwas wie eine beobachterunabhängige soziale Realität gibt und dass sie grundsätzlich erkennbar ist. Erkenntnis ist also unabhängig vom Realgegenstand, der schon vorher da ist. Zugleich wird aus diesem Satz der Unabhängigkeit der Realität der Schluss gezogen, dass es durchaus »Konstruktionen« von »Subjekten« gibt, die jene beobachterunabhängige Realität letztlich verzerren, weswegen es, so der letzte Nebensatz des zweiten Satzes, angemessene Ableitungen fürs Beobachten geben muss, die ganz offensichtlich nicht der beobachterunabhängigen Realität entstammen, sondern der methodisch kontrollierten und theoretisch gehaltvollen Beobachtung.

Hier steht also nicht, dass die »gezählte« Wirklichkeit bereits die Faktizität selbst darstellt, sondern es wird schon darauf verwiesen, dass man sich Gedanken darüber machen muss, was man zählt, was zählbare Einheiten sind und wie man sich die Beziehungen zwischen Daten vorstellen muss,

¹ <https://akademie-soziologie.de/wp-content/uploads/2017/11/Grundsätze-der-Akademie.pdf>, letzter Aufruf 20. Mai 2018.

um Aussagen über die beobachterunabhängige Wirklichkeit zu erhalten. Das ist jedenfalls eine viel vorsichtiger Formulierungen als die Bitte um jene Anerkennung, man möge doch konzedieren, dass es nicht nur um Fakten geht, sondern auch um Interpretationen, Diagnosen und so weiter.

Wo ist denn jetzt der Konflikt geblieben? Ich sehe keinen mehr, und wenn ich mich recht an den klugen Beitrag der Kollegin Daniela Grunow erinnere und nun ihren verschriftlichten Beitrag lese, dann kann ich nichts, aber auch gar nichts davon entdecken, was da insinuiert wird: dass man hier mit naiven Vorstellungen von Faktizität arbeitet und die Soziologie hier in eine der Leninschen Kritik des Empirio-kritizismus ähnliche Abbildtheorie ableitet.

Es hat frühere Versionen des Papiers im Vorfeld der Akademiegründung gegeben, in dem ein Kollege in jugendlichem Überschwang und wissenschaftstheoretischer Unkenntnis meinte, man müsse die Soziologie ähnlich der Physik betreiben, die einen klaren und deutlichen Gegenstand habe, dessen Erkennbarkeit von niemandem in Zweifel gezogen werden könne – aus Jugendschutzgründen erwähne ich den Namen des Kollegen nicht. Dafür ausgerechnet die Physik ins Feld zu führen, ist kühn, denn wohl kaum eine Wissenschaft hat es mit einem komplexeren Verhältnis von Messung, Messinstrument, Modellbildung und Metaphorik zu tun. Aber die Bildung von berufsständischen Institutionen hatte immer schon auch die Funktion, die Motivstrukturen des eigenen Personals zu professionalisieren, was der »Akademie« schon in ihrer Gründungsphase offensichtlich gut gelungen ist.

Wo also liegt der Konflikt? Mein Verdacht liegt darin, dass es gar keinen Konfliktgrund gibt, sondern eher so etwas wie eine professionelle Verunsicherung des Faches, das sich offensichtlich seiner theoretischen Grundlagen unsicher ist und an der Frage der Gegenstandskonstitution laboriert, was sowohl im gründlich misslungenen Design der Veranstaltung zum Ausdruck kommt als auch in dem Selbstverständnispapier der »Akademie«. Denn beide setzen die Faktizität der Fakten geradezu voraus, während das Akademie-Papier durchaus vorsichtig formuliert, die ontologische Gegenüberstellung von »Zählen« und »Erzählen« aber geradezu topografisch argumentiert, eine geradezu passiv aggressive Haltung, wie sie in uneingestanden Konfliktlagen typisch ist.

Wie also erfolgt wissenschaftliche Kommunikation? »Fakten« hat es immer gegeben – in dem Sinne, dass Sachaussagen über Tatsachen schon ein Korrelat der Sprache sind. »Faktizität« ist deshalb ohne »Geltung« nicht

zu kriegen. Ein ausdifferenziertes Wissenschaftssystem beginnt erst dort, wo die Unterscheidung von »Tatsachen« und »Begriffen« als *Unterscheidung* verwendet wird, wo man also nicht nach den richtigen Begriffen für die passenden Fakten sucht, sondern die Unterscheidung als *Unterscheidung* verwendet. Man stößt dann auf genau diejenige Paradoxie, die die beiden zitierten Sätze der Akademie beinhalten: Man verweist auf eine beobachterunabhängige Realität, deren Erkenntnis freilich durch die Beobachtung ebenso korrumpiert (subjektive Konstruktionen) wie erreicht (wissenschaftliche Theorien und Paradigmen) werden kann. Ich habe hier nichts dazugedichtet, sondern genau das steht da.

Freilich löst sich dann genau das auf, was die Prämisse offensichtlich beider Seiten des Konflikts darstellt, nämlich dass man die Seite der »Fakten« als eine beobachterunabhängige Realität ansetzen kann. Vielleicht hilft die Figur des »hermeneutischen Zirkels« weiter, also die Figur, dass der Hermeneut immer auf dem Boden seines eigenen Verständnisses verstehen kann. Hier haben wir es mit einer doppelten Hermeneutik zu tun, nämlich damit, dass nicht nur die Seite der Begriffe, sondern auch die der Tatsachen kontingent gesetzt werden muss. In der Forschungspraxis merkt man das spätestens dann, wenn man Begriffe dafür braucht, um einen Fragebogen zu formulieren und items zu definieren, oder wenn man Daten aus amtlichen Statistiken verwendet. Man merkt es auch dann, wenn man statistische Zusammenhänge und Regelmäßigkeiten, Cluster und Muster entdeckt hat und deren Faktizität mit jener Welt konfrontieren muss, bei der es, wie es Hartmut Esser einmal unnachahmlich formuliert hat, auf die »richtige Beschreibung« (Esser 1999: 403) der Randbedingungen ankommt, übrigens außerhalb des von ihm verfolgten erklärenden Verfahrens. Es geht um den Vorrang des theoretischen Blicks vor der Fakten generierenden methodischen Arbeit, die wiederum Folgen für den theoretischen Blick haben sollte. Das ist der Königsweg, der letztlich den ganzen Konflikt implodieren lassen würde.

Dasselbe gilt auch für die qualitative Sozialforschung. In keinem Lehrbuch steht, dass solcher Art Forschung wirklich näher an den Phänomenen ist, aber die Forschungspraxis erschöpft sich oft darin, jener Faktizität zu verhelfen, die man nur aus der Perspektive der Subjekte erkennen kann. Dass sich solcher Art Praxis derzeit gerne mit einem Vorrang der Forschungsethik vor der Forschungsmethodik immunisiert, könnte Ergebnis einer unreflektierten Voraussetzung einer beobachterunabhängigen Faktizitätsunterstellung sein. Verstrickt ist diese Forschung

in die Unterscheidung von »Begriff« und »Tatsache« in demselben Sinne wie die standardisierte Sozialforschung.

Sehen kann man das nur, wenn man sich die Bedingungen eines modernen, ausdifferenzierten Wissenschaftssystems ansieht. Ausdifferenziert ist Wissenschaft dann, wenn sie sich damit konfrontiert, dass man sich in einer Welt selbst erzeugter Daten bewegt, was eben gerade nicht der Idee der Erkennbarkeit der sozialen Realität widerspricht, sondern sie erst ermöglicht. Um also Missverständnissen vorzubeugen: Die Stärke der Wissenschaft besteht darin, dass sie es mit selbst erzeugten Daten zu tun hat – nur darf sie die Daten nicht mit jener Realität verwechseln, auf die mit den Daten geschlossen werden soll. Man muss erkennen, *weil* man keinen unmittelbaren Zugang zu jener Realität hat – das ist die Antezedenzbedingung aller Wissenschaft nach Kant – und das kann man wissen. Wenn nicht, hält man »Konstruktionen« für etwas eher Subjektives. Die einen stilisieren es dann als »Deutung« der Fakten und erheben die subjektive Kontingenz zum methodischen und theoretischen Postulat. Die anderen bekämpfen es mit methodischen und theoretischen Mitteln und behaupten – mit Recht! – eine beobachterunabhängige Realität, die man aber eben methodisch kontrolliert beobachten muss.

Wer sich theoretisch darüber nicht aufklären kann, wird weiter darüber diskutieren müssen, wer den Müll runterbringt – und die anderen entweder für neoliberal kontaminierte Szientisten (ist das nicht eine *contradictio in adiecto*?) halten oder, wie es Auspurg und Brüderl in ihrem Leserbrief formuliert haben, Leute, die dann auch behaupten könnten, die Erde drehe sich um die Sonne. Damit hatte sich schon Papst Urban VIII. herumgeschlagen, als es um die Druckgenehmigung für Galileo Galileis *Dialogo* von 1632 ging, wenn man so will ein früher Realismus/Konstruktivismus-Streit. Der Vatikan bestand darauf, dass man nicht nur Fakten, sondern auch Deutungen braucht, weswegen die Druckgenehmigung nur für die Behauptung erteilt wurde, es handle sich bei der kopernikanischen Lösung nur um eine Hypothese. Der Papst war damit der Gewitzteste. Er hat das Urteil gegen Galileo nie unterschrieben, was die Frage der Gegenstandskonstitution rechtlich entschärft hat. Vielleicht kann der Vatikan auch zwischen den heutigen Konfliktparteien vermitteln?

Leider wohl nicht. Denn die Frage der Gegenstandskonstitution unseres Faches ist zentral, und sie lässt sich weder durch salvatorische Klauseln noch durch rechtliche Indifferenz entschärfen. Ich präferiere ein theoretisches Modell, das dreierlei bereithält: *erstens* eine Theorie, die zeigen kann,

wie sich Handlungs-/Kommunikationsformen in der Gesellschaft kontextuell unterscheiden und je eigene System-/Umwelt-Verhältnisse bilden. Ich meine, dass gerade die »analytische Soziologie« davon bei der Interpretation ihrer Ergebnisse, etwa zur Ungleichheitsforschung, profitieren würde; *zweitens* daraus folgend eine soziologisch aufgeklärte Wissenschaftstheorie, die wissen kann, wie sich die Dinge aus einer wissenschaftlichen Perspektive darstellen, nämlich als Unterscheidung von »Begriff« und »Tatsache«, die weder die Begriffe noch die Tatsachen als blinde Flecke behandelt; *drittens* eine Theorie, die wissen kann, wie sehr man seine soziologischen Möglichkeiten unterschreitet, wenn man Konstruktionen für etwas »Subjektives« hält, das in Deutungen aufgeht und textwissenschaftliche poststrukturalistische Verfahren mit empirischer Gegenstandskonstitution verwechselt (vgl. Nassehi 2003; 2008: 210ff.; 2011: 11ff.; 2013; 2017). Letzteres, die von beiden Seiten unsaubere Verwendung dessen, was mit dem Kampfbegriff »Konstruktivismus« belegt wird, scheint die konfliktstabilisierende Erkenntnisranke darzustellen. Wer weiß und empirisch sehen kann, übrigens methodisch kontrolliert, wie sich Bedeutungs- und Handlungskontexte voneinander unterscheiden und das Handeln der Akteure formen, wird nicht mehr auf die Idee kommen, Konstruktion mit den kontingenten Perspektiven von Subjekten zu verwechseln.

Darüber lässt sich kontrovers diskutieren, und es wäre das »Dritte«, das den Konflikt aushebeln könnte, wie er derzeit herrscht. Mein therapeutischer Rat besteht also darin, die Frage der Gegenstandskonstitution explizit als wissenschaftliche, also soziologische Frage zu stellen. Wenn das gelingt, hätte die Gründung der »Akademie« einen Zweck erfüllt. Die eigene Limitation in der theoretischen Fundierung verweist wenigstens auf die Frage dieser Fundierung. Darauf sollte sich das Fach einlassen. Aber jetzt ist Schluss, meine Frau ruft, ich muss den Müll runterbringen!

Literatur

- Auspurg, K., Brüderl, J. 2018: Leserbrief. *Forschung und Lehre*, 25. Jg., Heft 4, 332.
Esser, H. 1999: *Soziologie. Spezielle Grundlagen*. Band 1: *Situationslogik und Handeln*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
Galilei, G. 1632: *Dialogo sopra i due massimi sistemi*, Florenz.

- Nassehi, A. 2003: Die Pragmatik wissenschaftlicher Erkenntnisse und ihre soziologische Verunsicherung. In A. Nassehi, *Geschlossenheit und Offenheit. Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 310–331.
- Nassehi, A. 2008: *Die Zeit der Gesellschaft*. 2. Auflage, Wiesbaden: VS.
- Nassehi, A. 2011: *Gesellschaft der Gegenwarten. Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft II*, Berlin: Suhrkamp.
- Nassehi, A. 2013: What exists between Realism und Constructivism? *Constructivist Foundations*, 8. Jg., Heft 1, 14–15.
- Nassehi, A. 2017: *Die letzte Stunde der Wahrheit. Kritik der komplexitätsvergesenen Vernunft*. Hamburg: Kursbuch. Edition.
- Strübing, J. 2018: Problem, Lösung oder Symptom? Zur Forderung nach Replizierbarkeit von Forschungsergebnissen. *Forschung und Lehre*, 25. Jg., Heft 2, 102–105, <https://www.forschung-und-lehre.de/forschung/zur-forderung-nach-replizierbarkeit-in-der-forschung-328/>, letzter Aufruf 20. Mai 2018.